

«Das letzte Imperium musste verschwinden»

Vor 20 Jahren fiel die Berliner Mauer – Gorbatschows Berater Anatoli Tschernjajew hatte den Tag lange erwartet

Der aussenpolitische Berater von Gorbatschow blickt auf das Wendejahr 1989 zurück und gibt Medwedew Tipps.

CHRISTIAN WEISFLOG, MOSKAU

Ein helles Bürogebäude am Leningradskij Prospekt. Hier in der Gorbatschow-Stiftung arbeitet Anatoli Tschernjajew auch mit 88 Jahren noch an einem neuen Buch. Fast täglich, wenn es die Gesundheit erlaubt. Der kleine Mann mit dem kritischen Blick ist einer der wichtigsten Zeitzeugen der Perestroika-Jahre, doch öffentliche Auftritte mag er nicht: «Mein Platz in der Politik ist hinter den Kulissen», schrieb er bereits 1989. Vor zwei Jahren hatte Tschernjajew entschieden, keine Interviews mehr zu geben. Nun aber machte er eine Ausnahme.

Die Berliner Mauer werde auch noch in 100 Jahren stehen, sagte DDR-Staatschef Erich Honecker noch im Januar 1989. Wann war für Sie klar, dass sie fallen wird?

Anatoli Tschernjajew: Lange bevor ich für Gorbatschow gearbeitet habe. Ich wusste, dass Deutschland nicht lange geteilt bleiben konnte und dass die neuen Generationen nicht für das verantwortlich waren, was ihre Väter getan hatten. Meine Mutter wuchs in einer deutschen Familie auf. Ausserdem kannte ich viele Leute aus der DDR. Ich sah, dass auch sie – ungeachtet des Regimes, der Disziplin und der Angst vor Honecker – im Inneren überzeugt waren, dass es keine sozialistische Vereinigung Deutschlands geben wird, sondern eine normale, nationale Vereinigung.

Erinnern Sie sich noch, wie Sie vom Mauerfall erfahren haben?

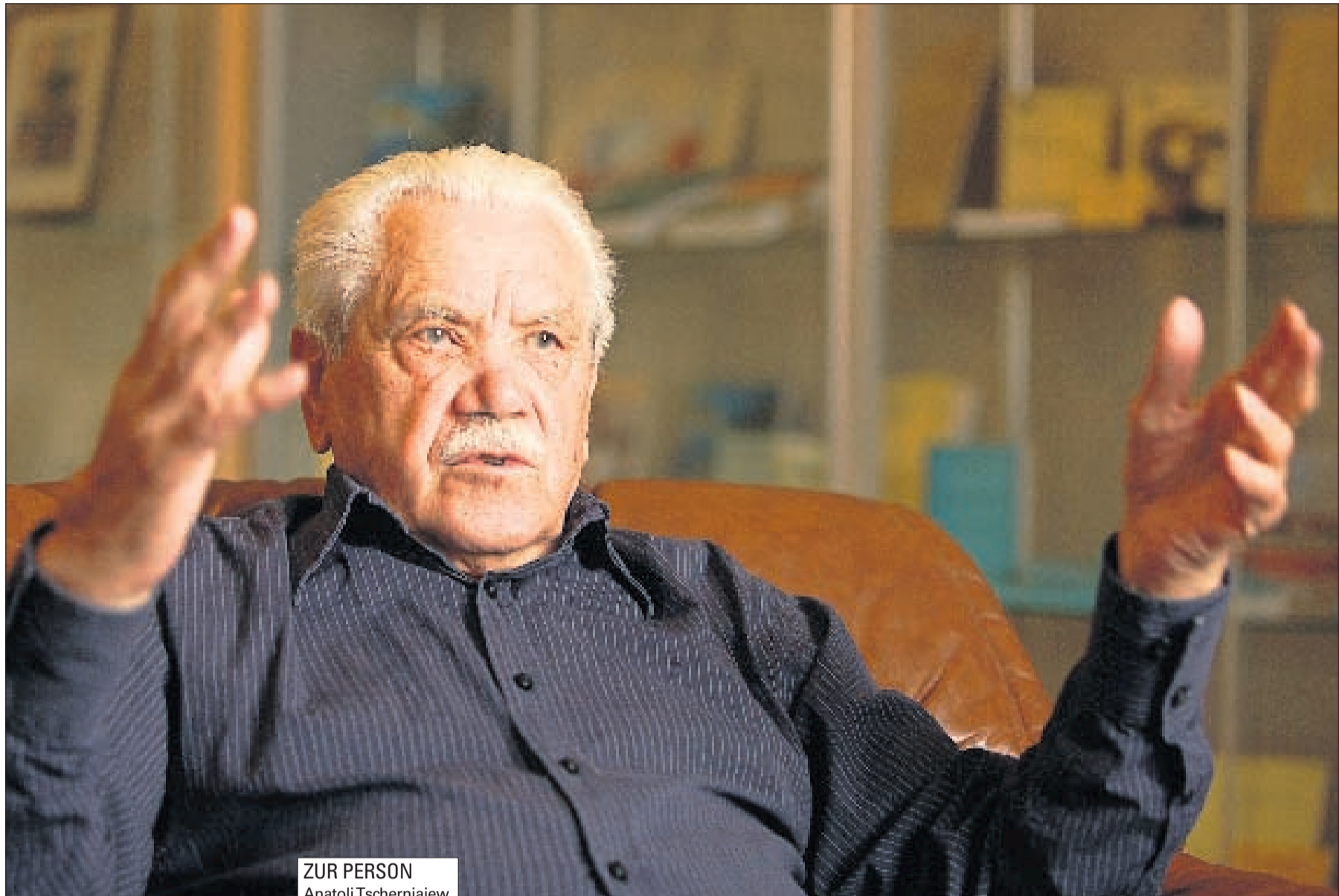
Tschernjajew: Ich erfuhr es morgens am Radio. Ich machte gerade meine Turnübungen. Mich hat das überhaupt nicht überrascht. Nach Gorbatschows Besuch in der DDR war klar, dass die letzten Tage des Regimes angebrochen waren. Als



ich an meinem Arbeitsplatz ankam, wurde darüber gesprochen, aber es war kein Schock. Das Politbüro sah sich nicht einmal veranlasst, sich zu einer Sondersitzung zu treffen. Die weit verbreitete Behauptung, der Krenl sei schockiert gewesen, ist völliger Unsinn. Die Nachricht wurde sehr ruhig aufgenommen.

In Ihrem Tagebuch schrieben Sie damals, Gorbatschow habe es der Geschichte erlaubt, ihren natürlichen Gang zu nehmen. Aber haben nicht auch persönliche Beziehungen eine wichtige Rolle gespielt? Sie zum Beispiel waren ja ein grosser Fan von Margaret Thatcher.

Tschernjajew: Eine wichtige Rolle spielte die Beziehung zwischen Helmut Kohl und Gorbatschow. Gorbatschow vertraute Kohl. Was Thatcher betrifft, so hatte meine Beziehung zu ihr keine politische Bedeutung. Ich bewundere sie einfach als schöne und sehr intelligente Frau und Staatsführerin. Sie stand der Vereinigung allerdings sehr skeptisch gegenüber. Thatcher wollte kein stärkeres Deutschland, das ihr in der europäischen Politik Widerstand leisten könnte. Ausserdem existiert in England ein historisches Misstrauen gegenüber den Deutschen. Das hat mich überrascht.



JURII FEKLISTOV

ZUR PERSON

Anatoli Tschernjajew wurde 1921 in Moskau geboren. 1941 musste er sein Geschichtsstudium unterbrechen und zog in den Zweiten Weltkrieg. 1961 trat der promovierte Historiker als Referent in die Internationale Abteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei ein, wo er bis zum Vizeleiter aufstieg. Zwischen 1986 und 1991 war Tschernjajew aussenpolitischer Berater von Michail Gorbatschow und Mitglied des Zentralkomitees. Seit Beginn der 70er-Jahre führte Tschernjajew Tagebuch. Diese einzigartigen Aufzeichnungen bilden die Grundlage für viele seiner heutigen Publikationen und sind auch für ausländische Historiker ein unschätzbare Fundus. Zurzeit arbeitet er an einem Buch zur Aussenpolitik der Perestroika. (CW)

Warum?

Tschernjajew: Die Russen mussten im Zweiten Weltkrieg grössere Opfer bringen und trotzdem fanden sie sich früher mit der Vereinigung ab. Der französische Präsident François Mitterrand war ebenfalls skeptisch. Aber Thatcher und Mitterrand verstanden, dass die Vereinigung unausweichlich war. Auch Gorbatschow war klar, dass er den zukünftigen Beziehungen zu Deutschland schaden würde, sollte er zu sehr auf die Bremse treten. Er arbeitete für die Zukunft.

Und wie beurteilen Sie heute den Beitrag der USA zum Mauerfall?

Tschernjajew: Gorbatschows Beziehung zu George Bush senior war natürlich von grosser Wichtigkeit. Vor dem Mauerfall hielten sich die Amerikaner aber zurück. Sie nahmen die Bedeutung der Transformationsprozesse in Osteuropa nur sehr langsam wahr. Dann aber realisierten sie, dass Gorbatschow allen Ruhm und Dankbarkeit für die Wende ernten würde. Bush klinkte sich ein und trieb Kohl an, vorwärtszumachen. Und Gorbatschow verstand, dass man sich dem Willen des Volkes nicht entgegenstellen kann. Das widersprach seiner Mentalität, dem «neuen Denken» und seiner ganzen Politik.

War die Vereinigung auch der Anfang vom Ende der Sowjetunion?

Tschernjajew: Nur in sehr weitem Sinne. 1989 waren bei uns bereits Zerfallsprozesse im Gang, auf welche die äusseren Umstände nur einen minimalen Einfluss hatten. Dass die Sowjetunion unterging, ist das Resultat eines objektiven historischen Prozesses. Das letzte Imperium musste verschwinden. Es existierte bereits wider den globalen und nationalen Zeitgeist. Natürlich hätte die UdSSR nicht so schändlich zu Ende gehen können, wie es letztlich geschah. Sie hätte sich vielleicht wirklich in eine sehr liberale Konföderation verwandeln können. Aber als Zentralstaat konnte die Sowjetunion nicht weiter bestehen.

Gibt es Momente, in denen Sie 1989 selbst den Lauf der Weltgeschichte beeinflussen konnten?

Tschernjajew: Alle die Übertreibungen, dass ich oder Aussenminister Schewardnadse eine entscheidende Rolle bei der Beendigung des Kalten Krieges gespielt hätten, ist dummes Zeug. Sämtliche Ideen und Anstrengungen gingen von Gorbatschow aus. Ich habe gewisse Ideen formuliert und Texte präzisiert. Immer wenn an demokratischen Prozessen Zweifel laut wurden, bin ich sehr entschieden dagegen aufgetreten. Wie stark dies Gorbatschow beeinflusste, ist schwer zu sagen. Weil seine Verantwortung millionenfach grösser war als meine, konnte ich mir erlauben, zu sagen, was ich wollte. Er hingegen traf die Entscheidung in der Verantwortung vor dem Land, vor der Partei und im Politbüro.

Sie schrieben 1989, dass die Mehrheit des Zentralkomitees und des Politbüros gegen die Perestroika war. Wie erklären Sie heute, dass Leute wie Sie in diesem totalitären System an die Spitze kamen?

Tschernjajew: Das Paradoxon besteht darin, dass der sowjetische Staat einerseits kritische Literatur

«Ich bewundere Margaret Thatcher als schöne und sehr intelligente Frau»

unterdrückte. Andererseits aber entschied er, die Werte der grossen russischen Klassiker aus dem 19. Jahrhundert im Schulunterricht weiterzugeben. So erzog er die Leute zu hohen menschlichen Qualitäten: Mut, Treue, Freundschaft, Liebe.

Das Regime schaufelte sich also sein eigenes Grab?

Tschernjajew: Nach dem 20. Parteitag 1956, als Chruschtschow die stalinistischen Verbrechen erstmals öffentlich machte, fingen sowjetische Journalisten an, eine kritische Position zu beziehen. In den 70er-Jahren finden Sie nicht ein Werk, das die führende Rolle der Partei gepriesen hätte. Auf diesem Nährboden wuchs Gorbatschow heran. Für mich ist das Phänomen Gorbatschow überhaupt kein Rät-

sel. Es ist die Geburt eines intelligenten Menschen aus dem Volk. Einmal wurde Gorbatschow von einem Journalisten gefragt, was die Sowjetunion zusammenbrechen liess. Er dachte keine Sekunde nach und sagte: die Kultur. Sie war mit dem Regime nicht vereinbar.

Von dieser Kultur ist heute allerdings wenig zu spüren. Der Fall der Berliner Mauer ist in Russland kein grosses Thema. Warum?

Tschernjajew: Die derzeitige Führung kann Gorbatschows Verdienste nicht anerkennen. Sie kann nicht eingestehen, dass der Beginn der Freiheit und Demokratie unter Gorbatschow eingesetzt hat. Die heutigen Herrscher versuchen dies Boris Jelzin zuzuschreiben, der Gorbatschow hasste. Gleichzeitig wird der 9. Mai, der Siegestag im Zweiten Weltkrieg, mit grossen Paraden gefeiert. Er ist ein Mittel, um den Patriotismus zu nähren.

Sie möchten ein demokratisches Russland. Andererseits haben Sie auch geschrieben, dass das russische Volk nur mit harter Hand zur Ordnung gebracht werden könne.

Tschernjajew: Unser Volk ist an die Knute einer absolutistischen Herrschaft gewöhnt. Seit Iwan III. besteht ein imperialistisches Bewusstsein. Als Alexander II. die Bauern von der Leibeigenschaft befreit hatte, waren diese nicht zufrieden. Was sollen wir ohne Gutsbesitzer, ohne Väterchen Zar?, fragten sie. In unserer Mentalität ist ein sklavischer Servilismus verankert.

Auch Sie haben in Ihrem Tagebuch 1989 von Gorbatschow ein härteres Durchgreifen gefordert.

Tschernjajew: Ja, aber das hätte die Situation nicht gerettet. Ich habe gesehen, wie alles zerfällt. Das war eine emotionale Reaktion.

Sie wünschten sich 1989, dass Russland ein normales Land werde. Wie weit ist Russland heute von diesem Ziel entfernt und was würden Sie heute einem Präsidenten raten, um dieses zu erreichen?

Tschernjajew: Ich würde in erster Linie raten, sich vom Grossmachtanspruch zu verabschieden.

Russland war ein Imperium, aber jetzt verfügt es über keinerlei Ressourcen. Auf Öl und Gas lässt sich heute keine Supermacht bauen. Nun, da Russland ein Prozent der weltweiten Wirtschaftskraft stellt, einen Grossmachtstatus zu beanstanden, ist einfach lächerlich. Nur weil wir über Atombomben verfügen und unser Land sich über elf Zeitzonen erstreckt, sollten wir uns nicht für eine Grossmacht halten. Wir müssen uns in die internatio-

«Auf Öl und Gas lässt sich heute keine Supermacht aufbauen»

nale Gemeinschaft einfügen und die Verantwortung für den Teil der globalen Herausforderungen übernehmen, den wir meistern können.

Kritiker fürchten einen weiteren territorialen Zerfall, sollte Russland eine echte Demokratie werden.

Tschernjajew: Na und? Der tschetschenische Präsident Ramsan Kadyrow kämpfte früher mit der Waffe gegen Russland. Jetzt hat er verstanden, dass er ohne Moskau nichts erreichen kann. Wenn jemand aus Russland austreten möchte – nur zu. Mit Gewalt soll man niemanden zurückhalten. Ich bin überzeugt, dass in der momentanen Situation niemand den russischen Staat verlassen möchte. Das Traurige für mich ist aber, dass die Kultur zu Grunde geht. Die Kultur, die das totalitäre Regime gestürzt hat, dieses Erbe verschwindet genau wie die Intelligenzija. Es bleiben – wie Alexander Solschenizyn schrieb – die Gebildeten. Gebildete Leute gibt es bei uns sehr viele, aber intelligente Leute verbleiben nur noch ganz wenige.

Sind Sie also eher optimistisch oder pessimistisch?

Tschernjajew: Pessimistisch natürlich. Ich bin sehr skeptisch. Ich sehe keine Möglichkeiten, weder menschliche noch technologische, damit sich Russland in überschaubarer Zukunft in einen normalen Staat verwandeln könnte.